

Deborah  
Challinor



*Kitty*

Ein ungezähmtes  
Herz

Weltbild

Eine junge Frau geht ihren Weg ...

London, 1838: Kitty Carlisle ist achtzehn Jahre jung, Halbwaise und gilt als »gefallenes Mädchen«, als sie mit ihrem mürrischen Onkel und ihrer kränklichen Tante nach Neuseeland aufbricht. In der Bay of Islands auf der Nordinsel soll eine Missionsstation errichtet werden, nicht weit entfernt von dem berühmten Walfängerhafen Kororareka, dem »Höllenschlund des Pazifiks«. Kitty schließt Freundschaft mit einer jungen Maorifrau – und sie verliebt sich in einen der Kapitäne, den gut aussehenden, arroganten Rian Farrell. Doch dann geschehen schlimme Dinge in der Bay of Islands, und Kitty muss nach Australien fliehen. Und bald findet sich die junge Frau mit dem leidenschaftlichen Herzen gefangen in einem Netz aus verbotener Leidenschaft, Betrug und Tod ...

»Geheimnisse, Intrigen, Romantik und Tod – dieses Buch kann man kaum aus der Hand legen.«  
(*Heritage Matters*)

Deborah Challinor

Kitty. Ein ungezähmtes Herz

Neuseeland-Saga

Aus dem Englischen  
von Sabine Schilasky

# **Weltbild**

## Die Autorin

Deborah Challinor lebt als Historikerin und Autorin im neuseeländischen Waikato. Ihre historischen Romane wurden internationale Bestseller.

Die englische Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel *Kitty* bei HarperCollins Publishers (New Zealand) Limited, Auckland.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.

Genehmigte Lizenzausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2006 by Deborah Challinor

First published in English by HarperCollins Publishers New Zealand Limited in 2006. This German language edition is published by arrangement with HarperCollins Publishers New Zealand.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2012 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Übersetzung: Sabine Schilasky

Projektleitung: usb bücherbüro, Friedberg/Bay

Redaktion: Julia Feldbaum, Augsburg

Covergestaltung: bürosüd°, München

Titelmotiv: bürosüd°, München

E-Book-Produktion: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-95973-014-3

Für meinen Onkel, Andy Stewart, der im November 2004 starb und das Meer genauso liebte wie ich.

## Danksagung

Wie immer sind die Figuren in dieser Geschichte frei erfunden, ausgenommen diejenigen, die bereits in den Geschichtsbüchern stehen. Der Begriff »Maori« war 1839 und 1840 noch nicht gebräuchlich, dennoch habe ich ihn in diesem Buch verwandt, um Verwirrung und ungelene Beschreibungen der Ureinwohner Neuseelands zu vermeiden. Das Moko-Lied ist eine maorische Waiata, wie auch die irische Ballade eine traditionelle Gesangsform ist.

Ich danke den Mitarbeitern von Historic Place Trust in Waimate und Kerikeri und Rachel Paul für ihre Maori-Übersetzungen. Dank auch an Lorain Day und an alle bei HarperCollins für ihr ungebrochenes Vertrauen, ihre Ermutigung und die wirklich guten Ideen sowie an Anna Rogers, die mir eine solch gute Lektorin war.

# Teil 1

## Neuseeland



Paihia, Neuseeland, Februar 1839

Kitty Carlisle wusste es nicht, doch dies war der Wendepunkt in ihrem Leben. Hinter ihr lagen Wirren und Erniedrigungen, vor ihr, einen endlosen rollenden Ozean von all dem entfernt, das fremde Ufer und die Aussicht auf ungeahnte Begegnungen.

Sie lehnte an der Reling der *Swordfish*, ihre langen schwarzen Röcke zwischen die Schenkel geklemmt, damit der Wind sie nicht aufbauschte und ihre Unterwäsche den Blicken jener preisgab, die zufällig zu ihr sahen. Ihre Hände umklammerten das glatte Holz, denn obwohl sie bereits Anker geworfen hatten, schaukelte das Schiff auf den Wellen. Zudem klingelten Kitty noch die Ohren vom Musketenfeuer vor einer Minute, das den Missionaren von ihrer Ankunft künden sollte. Sie hatte mindestens ein Dutzend weitere Schiffe gesehen, die ebenfalls in der unruhigen Bucht ankerten, beinahe alles Walfangschiffe, von denen die meisten ihre Segel sicher vertäut hatten. Hier war Sommer, wie die Walfänger sagten, doch heute war der Himmel grau, und wenn es auch nicht kalt war, zurrte doch ein frischer Wind an allem, was ihm in den Weg kam.

Die *Swordfish* war ein klobiges Walfangschiff, ein Rahsegler, und hatte vor dreizehn Tagen in der Bucht von Sydney abgelegt. Das Schiff, das Kitty, ihre Tante Sarah und ihren Onkel George Kelleher von England nach Australien gebracht hatte, musste für eine längere Reparatur in Sydney bleiben, und so hatten sie die Wahl gehabt, entweder auf einem Walfangschiff weiterzureisen oder sechs Wochen in Australien zu warten. George, ein Pfarrer der Kirchlichen Missionsgesellschaft, hatte auf eine baldige Weiterreise gedrängt. Er entschied sich daher entgegen der Bedenken seiner Frau wegen der unpassenden Gesellschaft, die sie und Kitty unterwegs zu ertragen hätten, für die *Swordfish*. Kitty nahm an, dass ihre Tante vor allem die strapaziöse nächste Seereise möglichst lange aufschieben wollte, war sie doch beinahe den ganzen Weg von England hierher elend krank gewesen. Doch wie gewöhnlich setzte Onkel George seinen Willen durch.

Kitty selbst war nicht ein einziges Mal seekrank geworden, hatte die Monate auf See sogar genossen, trotz des Unglücks wegen all dem, was zuhause geschehen war. Die Schiffsbewegungen wirkten beruhigend auf sie, das Knallen und Rascheln der Segel über ihr empfand sie als aufregend, und sie war fasziniert von den sich immerfort verändernden Farben des Meeres und des Himmels, wenn sie sich am fernen Horizont begegneten.

Nun aber waren sie in Neuseeland angekommen, und die Bay of Islands machte ihrem Namen alle Ehre. Auf dem Weg in diesen tiefen, auf raue Art schönen Hafen, hatten sie schon sehr viele Inseln passiert, deren exotische Namen der Kapitän ausgerufen hatte. Offenbar entstammten sie alle der Sprache der eingeborenen Maori, und leider hatte Kitty sie sich nicht merken können. Die Hügel, Ufer und Täler dieses ungezähmten Landes waren zweifellos überwältigend, nur fühlte Kitty sich auf einmal eher wie eine Passagierin auf einem Gefangenenschiff in der Bucht von Sydney, als eine junge Frau, die im Begriff war, ein abenteuerliches neues Leben zu beginnen.

Gegenwärtig ankerten sie zwischen zwei Siedlungen : Paihia am westlichen Ufer und Kororareka am östlichen. Deren Anblick von See aus sagte Kitty nicht viel, obgleich in Kororareka eindeutig mehr europäisch anmutende Häuser standen. Paihia schien indes deutlich gepflegter. Die wenigen Gebäude

waren von Zäunen und ordentlichen Gärten umgeben, die sich hinter ihnen bis zu den grünen Hügeln erstreckten. Außerdem standen hier außergewöhnlich hohe Bäume, in denen, wie es aus der Distanz aussah, breite, leuchtend rote Schals hingen.

Captain Monk, der Kapitän der *Swordfish*, kam zu Kitty und stellte sich neben sie.

»Wie kommt es, dass Paihia hübsch und sauber ist, Captain Monk, während das Dorf auf der anderen Seite so viel ungepflegter scheint ?«, fragte sie, wobei sie es vermied, den Namen Kororareka auszusprechen, weil sie fürchtete, sich zu verhaspeln.

»Das, Miss Carlisle«, sagte der Captain mit nicht ganz glaubwürdigem Ernst, »liegt daran, dass Gott in Paihia wohnt, wohingegen der Teufel, wie allgemein bekannt ist, über Kororareka herrscht.« Er lachte, als er ihre erschrockene Miene sah. Sein breites Grinsen teilte sein bärtiges Gesicht in zwei Hälften. »Fragen Sie Ihre Missionarsfreunde, wenn Sie an Land sind. Gewiss werden sie es Ihnen verraten.«

»Wir sollen an Land gehen ?«, fragte Kitty, die nicht auf seine sichtliche Belustigung achtete. Sie mochte Captain Monk, auch wenn Tante Sarah ihr sagte, sie dürfe nicht mit ihm reden, doch sie wusste nie, wann er sie veralberte. »Und wo ist der Pier ?«

»Pier ? Es gibt keinen Pier, Miss Carlisle.«

»Ach, nein ? Und wie kommen wir an Land ?«

»Sie rudern.«

»Ich ?«

Abermals brach der Kapitän in ein, wie Kitty fand, unangebracht herzliches Lachen aus. »Nein, nein«, sagte er, immer noch grinsend, als wäre diese Vorstellung das Lustigste überhaupt. »Ich kann eine solch vornehme Gesellschaft wie Ihre unmöglich allein der See aussetzen. Zwei meiner Männer bringen Sie bald an Land. Haben Sie all Ihren Krimskrams gepackt ?«

Kitty nickte. »Ich glaube schon. Meine Tante war beinahe fertig, als ich an Deck kam.«

»Schön«, sagte Captain Monk. So anregend es die letzten zwei Wochen auch gewesen war, die reizende Miss Carlisle an Bord zu haben, so war er doch froh, seine drei unerwarteten Passagiere loszuwerden. Dann konnten sich er und seine Mannschaft, die strikte Order hatten, sich bestens zu benehmen, endlich wieder entspannen. »Ich gebe Befehl, dass die Boote zu Wasser gelassen werden«, fügte er hinzu und schritt lauthals Kommandos brüllend davon.

Kitty fand ihre Tante in der engen, stickigen Kabine hockend, umgeben von Gepäckstücken und das Gesicht vom zarten Blassgrün einer Apfelgurke.

»Es dauert nicht mehr lange, Tante Sarah«, sagte sie. »Captain Monk lässt die Boote zu Wasser, die uns an Land bringen.«

Sarah erschrak. »Können wir denn nicht am Pier von Bord gehen ?« Sie war stets von schmaler Statur gewesen, nach fast fünf Monaten auf See aber noch dünner und unübersehbar erschöpft.

»Anscheinend gibt es keinen Pier. Man bringt uns in Ruderbooten ans Ufer.«

Sarah schloss die Augen. Kitty wusste, was ihre Tante dachte : Den weiten Weg in zwei knarrenden, schunkelnden Schiffen herzukommen, war schon beängstigend genug gewesen, aber nun musste sie auch noch eine Überfahrt in einem winzigen Boot über sich ergehen lassen, nur Zentimeter über den Wellen, bevor sie endlich festen Boden betreten könnte. Ihre Tante hatte schreckliche Angst vor dem Meer und inzwischen sicherlich begriffen, dass sie niemals die Reise zurück nach England antreten könnte, ganz gleich wie groß ihre Sehnsucht würde.

»Bist du dann bereit ?«, fragte Kitty und schenkte ihrer Tante einen mitfühlenden Blick. Sie wünschte, Sarah könnte sich, so spät es dafür auch sein mochte, ein wenig von ihrem Elend von der Seele reden.

Was Sarah jedoch nicht zu bemerken schien, denn sie kniff nur die Lippen zusammen, wickelte sich ihren Schal fester um die schmalen Schultern und nickte.

»Soll ich Captain Monk bitten, unsere Truhen an Deck bringen zu lassen ?«

»Nein, Kitty, ich bitte deinen Onkel, es ihm zu sagen. Du solltest nicht mit Captain Monk sprechen, sofern es nicht zwingend erforderlich ist.«

Beinahe hätte Kitty gelächelt. Wie typisch es für ihre Tante war. Sie konnte noch so seekrank und verängstigt angesichts der bevorstehenden Fahrt in einem kleinen Boot sein, ihre größte Sorge blieb, dass der Anstand gewahrt wurde.

Wieder an Deck, stellte Kitty fest, dass zwei Boote zu Wasser gelassen worden waren, eines für die Passagiere und ihre persönliche Habe, das andere für die größeren Gepäckstücke, die sie mitgebracht hatten. Sehr zu Sarahs Erleichterung waren beide Boote weniger klein als erwartet. Kitty indes war ein wenig enttäuscht ; in der Bucht herrschte ein mächtiger Seegang, und sie hatte sich darauf gefreut, auf dem Weg zur Küste von Wellen durchgeschüttelt zu werden. Es handelte sich um Walfangboote, gemacht zum Jagen und Harpunieren der riesigen Meereskreaturen, die, sobald erlegt, zur *Swordfish* zurückgeschleppt wurden. Entsprechend waren sie zwar leicht, aber auch robust, und lagen erstaunlich ruhig im Wasser.

Zunächst allerdings galt es, vom Schiff über eine Tauleiter ins Walfangboot zu gelangen, was an sich schon ein heikles Unterfangen war. Auch wenn die Männer unten im Boot freundlicherweise die Blicke abwandten, musste Kitty beim Klettern ihre Haube und ihre Röcke festhalten. Sie erlebte einen Moment lähmenden Schreckens, als die Leiter über dem Wasser weit in die eine Richtung schwang, während das Schiff in die andere wippte. Am Ende schaffte sie es hinunter, ohne sich zu verletzen oder versehentlich zu entblößen, was niemals entblößt werden durfte.

Onkel George, der sich seinen schwarzen Hut tief über die knochigen Schläfen gezogen hatte, stieg ebenfalls unbeschadet nach unten. Bei Tante Sarah jedoch versagten die Nerven, als sie an der Reling wartete, so dass sie auf einen Holzstuhl gebunden und mit einem Seil ins Boot hinabgehangelt werden

musste, wo zwei Männer sie abfingen. Derweil hielt sie die Augen fest geschlossen, um nicht die fürchterlichen Wellen sehen zu müssen, die nur darauf lauerten, sie zu verschlingen.

Das erste Boot ruderte mit den Passagieren los in Richtung Küste, in das zweite wurde über einen Mastenkran verschiedenes Mobiliar geladen, bevor es sich in Bewegung setzte. Nachdem sie beobachtet hatte, wie alles sicher verstaut wurde, wandte Kitty sich nach vorn und blinzelte im Gischtnebel, den die Ruderer aufwirbelten, zu den näher und näher kommenden Häusern und Zäunen am Ufer.

Und da sah sie sie. Noch waren sie bloß Gestalten am Strand, die eilig in ihre Kanus stiegen, um den Walbooten entgegenzupaddeln, aber selbst aus der Entfernung ahnte Kitty, dass sie Menschen wie ihnen noch nie im Leben begegnet war. Hier waren sie endlich, jene Maori, über die Kitty so viel gehört hatte. In stummer Faszination wartete sie, während eines der Kanus sich den Walfangbooten näherte. Zwei weitere, in denen mehrere junge Frauen saßen, trieben an ihnen vorbei auf die *Swordfish* zu. Kitty drehte sich auf ihrem Sitzplatz um, vergaß vollkommen ihre Manieren, und starrte die Insassen des schmalen Bootes an, das längsseits kam.

Acht Männer paddelten das lange Kanu, in dessen Mitte ein neunter stand, dem das Schaukeln des Bootes nicht das Geringste auszumachen schien. Er erwiderte Kittys Starren – zu ihrem Schrecken anscheinend nur mit einem Auge. Sie alle hatten dunkle Haut und buschiges schwarzes Haar, das manche von ihnen offen schulterlang, andere zu Knoten gewunden hoch oben auf ihren Häuptern trugen. Ihre Kleidung war eine Mischung aus europäischem Stil und dem, was die hiesige Gewandung sein musste : eine Art kurzer Rock, der in der Körpermitte zusammengebunden war. Mehrere von ihnen waren von der Taille aufwärts nackt, so dass zu sehen war, wie sich ihre Muskeln bei jeder Paddelbewegung bewegten. Während Kitty noch starrte, brüllte einer der Walfänger ein paar kehlige Worte in der Eingeborenen-sprache. Kitty zuckte zusammen. Der aufrecht stehende Maori neigte den Kopf, gab ein Kommando, und sie paddelten rasch wieder weg, hinter den anderen her zur *Swordfish*.

»Sehen garstig aus, was ?«, fragte der Walfänger, der sich unverhohlen über Kittys entgeisterte Miene amüsierte.

»Ähm, ja«, pflichtete sie ihm bei. »Recht Furcht einflößend.«

»Furcht einflößend oder nicht«, sagte Onkel George und fixierte Kitty mit seinem üblichen strengen Blick, »sie sind Gottes Geschöpfe, und wir wurden hergeschickt, um sie zum Christentum zu bekehren und ihnen Vergebung anzubieten, auf dass sie ein besseres Leben zum Ruhme Gottes führen und ihnen der Weg ins himmlische Königreich offensteht.«

Kitty wandte den Blick ab, mied es, den Walfänger anzusehen, und bemühte sich, nicht zu schmunzeln. Selbst wenn Onkel George bei Tisch um das Salz bat, klang es wie eine Predigt.

Danach saßen alle schweigend da. Tante Sarah klammerte sich mit beiden Händen an die Boots-kante, so dass ihre Fingerknöchel weiß hervortraten, und blickte starr auf das nahende Ufer. Dann waren die Wellen plötzlich hinter ihnen, und einen Moment später wurde das Boot erschüttert, als es im Flachen auf Grund lief. Der Geschwätzigere der beiden Walfänger verkündete : »Boot angelandet, alle Mann von Bord !«

Doch Kitty hörte ihm gar nicht zu, denn ihre Aufmerksamkeit wurde vollständig vom Anblick eines schwarzhäarigen Riesen gebannt, dessen dunkles Gesicht von tiefen Furchen und Wirbeln gezeichnet war. Er schritt entschlossen über den Strand auf sie zu, gefolgt von einer Phalanx hüpfender, schnatternder Kinder mit teils dunkler, teils heller Haut. Kitty stand auf; ob es eine Art unwillkürlicher Reflex war oder sie weglaufen wollte, konnte sie nicht sagen. Als der breit grinsende Riese durchs seichte Wasser stapfte und sie mit seinen gewaltigen Armen aus dem Walboot hob, stieß sie jedenfalls einen spitzen Schrei aus und hieb ihm so fest sie konnte seitlich gegen den Kopf.

Hinter ihr quiekte Tante Sarah vor Angst.

Das Lächeln des gewaltigen Maori erstarb sofort, er ließ Kitty fallen und trat einige Schritte zurück. »Verzeihen Sie«, sagte er mit einer Stimme so tief wie fernes Donnerrollen.

Kitty landete auf Händen und Knien im flachen Wasser. Ihre Haube rutschte ihr vorne über die Nase, und ihre Röcke wurden vom kräftigen Wind über ihren Rücken geweht. Ihre Verlegenheit wandelte sich rasch in tiefe Scham, als ihr durch die Öffnung in ihrer Unterwäsche frische Luft über die Haut blies. Schlimmer noch war, dass sie glaubte, einen der Walfänger zu hören, wie er einen erstickten Ausruf der Bewunderung tat.

Bevor sie etwas unternehmen konnte, erschien ein Paar langer, verwitterter Seefahrerstiefel vor ihr. Sie brauchte einen Moment, um ihre Röcke wieder herunterzuzwingen, ehe sie vorsichtig aufsaß: Ihr Blick wanderte über braune Lederstiefel, eine helle Hose sowie über ein ausgebleichenes, oben aufgeknöpftes blaues Hemd und endete schließlich im Gesicht des Stiefelträgers. Er war ein Europäer, und er lachte schallend. Immerhin musste Kitty ihm zugute halten, dass er sich hinabbeugte und ihr seine Hand reichte.

Sie schob ihre Haube wieder dorthin, wo sie hingehörte, ergriff die dargebotene Hand und hievte sich an ihr aus dem Wasser. Die schweren Röcke klebten an ihr, was das Aufstehen schwierig machte.

»Ich danke Ihnen, Sir«, sagte sie. Ihre Wangen glühten. Welche himmelschreiende Unverschämtheit von ihm, zu lachen!

Immer noch grinsend entgegnete der Mann: »Ist mir ein Vergnügen, Madam.« Da war ein melodischer Anklang des Irischen in seinem Akzent.

Kitty, deren Ärmel bis zu den Ellbogen durchnässt waren und deren Beine vom Seewasser bereits zu jucken begannen, sah ihn erbost an. Doch auf einmal, aus gänzlich unerfindlichen Gründen, spürte sie, wie sich ihr Nackenfell sträubte. So nannte es ihre Großmutter bisweilen, die seit langem tot war und im Alter durch zunehmend exzentrisches Gebaren auffiel. Und nun fiel Kitty keine treffendere Beschreibung für das unangenehme Kribbeln direkt unter ihrer Gänsehaut ein.

Der Mann war kräftig und recht groß gewachsen. Sein Haar war von der Farbe reifen Weizens und zu einem kurzen Zopf gebunden, seine Brauen sowie der Backenbart und die Stoppeln auf seinem Kinn hingegen waren deutlich dunkler. Eine leicht gebogene Nase dominierte fast sein sonnengegerbtes Gesicht, die Augen blitzten silbrig grau, und Lachfalten umrahmten seinen Mund. Recht unspektakulär, dachte Kitty, aber nicht unansehnlich, vorausgesetzt, man mochte dieses windzerzauste Aussehen –

was auf sie nicht zutraf, erst recht nicht in Kombination mit einem derart unhöflichen Charakter, wie ihn dieser Mann offensichtlich besaß.

Ein ersticktes Wimmern aus dem Walfangboot lenkte sie ab : Onkel George mühte sich mit wenig Erfolg, Tante Sarah aus dem Boot zu heben und zum Strand zu tragen. Der hellhaarige Fremde watete zu ihnen, nahm Sarah deren Gemahl ab und stellte sie behutsam in den weichen Sand. Er trug sie, als wäre sie ein Federgewicht, was nach den Strapazen der Überfahrt wohl auch stimmte.

»Ich danke Ihnen, junger Mann«, sagte Sarah und richtete ein wenig schwankend ihre Haube. Sie wirkte maßlos erleichtert, endlich trockenen Boden unter den Füßen zu haben. »Verzeihen Sie, aber Sie sind ... ?«

Bevor der junge Mann antworten konnte, kam eine Frau mit hochrotem Gesicht und rotem Haar, das unter ihrer Haube vorlugte, den Strand hinunter auf sie zugelaufen.

»Es tut mir schrecklich leid«, rief sie atemlos. »Reverend Kelleher, nehme ich an ? Wir waren nicht sicher, wann genau Sie ankommen würden. Mein kleiner Albert hat mir eben erst Bescheid gegeben. Hätten wir geahnt ...«

Onkel George hob eine Hand, um sie zu beruhigen. »Kein Grund zur Besorgnis, obgleich der Kapitän unsere Ankunft mit Musketenschüssen ankündigte. Der Herr hat uns gnädigerweise heil hergebracht, Mrs...«

»Purcell, Rebecca Purcell. Mein Gemahl ist einer der Missionare hier. Gütiger Himmel !«, sagte Rebecca, als sie Kitty bemerkte. »Sie sind ins Wasser gefallen, nicht wahr ? Kommen Sie ! Kommen Sie rasch hinauf ins Haus. Ich habe eben den Kessel aufgesetzt.«

Kitty blickte sich nach dem Mann in den Seestiefeln um, doch er war fort.

Ans Kopfende des schmalen Eisenbettes gelehnt, presste Kitty die Lider zusammen, um ihre Tränen aufzuhalten. Auf der Reise hierher hatte sie ihr Bestes gegeben, hatte sich bemüht, trotz der enormen, unvorstellbaren Wende, die ihr Leben genommen hatte, guter Dinge zu sein, und vorgegeben, es würde sie nicht im Mindesten schrecken, Missionarin zu werden, die Aussicht würde sie vielmehr geradezu begeistern. Entschlossen hatte sie jeden Gedanken an Hughs Verrat weit von sich geschoben. Das Schwierigste indes war, nicht zu zeigen, wie schmerzlich sie ihre Mutter vermisste. Und ihren Vater. Sie hatte kaum begriffen, dass er für immer fort war, da verlor sie auch noch Mama. Tante Sarah war so krank gewesen, dass Kitty sie nicht mit ihrem eigenen Elend belasten wollte, und Onkel George, nun, Onkel George war, obgleich ein Pfarrer, kein Mensch, dem man sich anvertraute.

Also war sie allein, hatte Heimweh und Angst vor ihrem neuen Leben, und da war der Zwischenfall mit dem Maori-Mann jener sprichwörtliche Tropfen gewesen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Auf allen Vieren im Wasser hockend, war sie erschreckend nahe daran gewesen, vor allen in Tränen auszubrechen.

Doch sie hatte es geschafft, nicht zu weinen, und das war entscheidend.

Ihr Vater hatte ihr stets gesagt, anständig erzogene junge Damen weinten niemals in der Öffentlichkeit. Das hatte sie nie und würde jetzt auch nicht damit anfangen. Stattdessen wartete sie, bis Rebecca Purcell sie zu dem Zimmer führte, in dem sie vorübergehend untergebracht war, und erst nachdem sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, sank Kitty aufs Bett und schluchzte sich die Seele aus dem Leib. Nun hatte sie Kopfschmerzen und sah gewiss furchtbar auf.

Als leise angeklopft wurde, setzte sie sich erschrocken auf, wischte sich hastig die Tränen von den Wangen und zupfte an ihren Ringellocken, die vom Liegen ganz platt waren.

»Herein«, sagte sie heiser.

Quietschend öffnete sich die Tür einen Spalt, und Rebecca Purcell steckte ihren Kopf hindurch. »Haben Sie sich ein wenig ausgeruht, meine Liebe ?«

»Ja, vielen Dank, Mrs Purcell.«

Stille trat ein, während Rebecca in der Tür stehen blieb. Sie war in den Dreißigern, von stämmiger Statur und hatte Hände wie ein Mann. Ihr Gesicht war zwar nicht bemerkenswert hübsch, aber freundlich, und ihre Augen schimmerten gutmütig. Schließlich fragte sie : »Darf ich reinkommen ?«

»Ach, verzeihen Sie. Ja, natürlich.« Kitty schwang ihre Beine vom Bett und stellte die Füße auf den Boden.

Rebecca kam herein, machte die Tür hinter sich zu und setzte sich ans Fußende des Bettes . »Sie haben geweint.«

Beschämt nickte Kitty.

Rebecca tätschelte ihr den Arm. »Keine Sorge, meine Liebe, das haben wir alle bei unserer Ankunft hier getan. Es ist sehr beängstigend, nicht wahr ? Und vermutlich haben Sie auch Heimweh. Wir haben Ihre Tante und Ihren Onkel in dem Zimmer am anderen Ende des Flurs einquartiert, weil wir dachten, Sie wären gern etwas für sich.«

Kitty bemühte sich, so dankbar wie möglich auszusehen. »Ja, das wäre ich. Ich danke Ihnen vielmals.«

Das Zimmer war winzig, gerade groß genug für das schmale Bett, einen Nachtschrank und Kittys Truhe. Sie schätzte es auf zweieinhalb mal zwei Meter, und der Deckenschräge nach vermutete Kitty, dass es sich um einen Anbau handelte, eine Art ausgebauten Schuppen, den man an den hinteren Teil des Hauses angesetzt hatte. Die Tür führte allerdings direkt in den Salon. Es gab ein kleines Fenster unter der tiefsten Dachneigung, und die Wände waren aus verwittertem, papierdünnem Holz. Ein bunter Flickenteppich verlieh dem Raum ein wenig Farbe.

Rebecca plapperte weiter : »Wir haben vier solche kleinen Zimmer wie dieses. Unsere Hausmädchen und einige der Kinder wohnen hier, wenn wir keine anderen Gäste haben. Dann ist da noch das große Zimmer, das Sie schon gesehen haben, das, in dem Mr Purcell und ich schlafen, noch eines für die übrigen Kinder und die Küche und der Abtritt draußen im Hof. Die Hausmädchen gehen abends zum Schlafen in ihr Dorf bei Pukera, wenn wir belegt sind. Das ist nicht weit, nur zwei Meilen ungefähr.«

»Hier geht es ja zu wie in einem Taubenschlag«, sagte Kitty, die sich sofort auf die Zunge beißen wollte, weil es sich abfällig und undankbar anhörte.

Rebecca lächelte : »Oh, so ist es ! Und sehr beengt, wenn wir voll belegt sind, besonders wenn es Tag für Tag regnet, was vorkommt. Aber wir beklagen uns nicht. Nein, wir freuen uns immer, wenn wir Besucher und neue Familien nach ihrer Ankunft aufnehmen können. Es ist Teil unserer Arbeit. Und den Kindern macht es nichts aus.«

»Wie viele haben Sie, Mrs Purcell ?«

»Kinder ? Sechs.«

Kitty blickte unweigerlich auf den gerundeten Bauch der Älteren.

»Und bald erwarten wir noch eines.«

»Bitte verzeihen Sie. Ich wollte nicht unhöflich sein.«

Rebecca winkte ab. »Sie werden feststellen, dass wir hier große Familien schätzen. Reverend und Mrs Williams haben elf Kinder, das jüngste eben über anderthalb. Und bei Ihnen wird es dasselbe sein, wenn Sie erst einen jungen Mann gefunden haben. Und das werden Sie, wo Sie doch so ein hübsches Mädchen sind.«

Nur dass ich keinen jungen Mann will, dachte Kitty elend. Ich will gar keinen Mann.

Rebecca sah zu den Salzwasserrändern vorn auf Kittys Kleid. »Wir müssen die ausreiben«, sagte sie,



»sonst gehen sie womöglich nie wieder raus.«

Kitty klopfte vergeblich an den weißen Rändern. »Wer war der Mann, der, ähm, mir aus dem Walboot half?«

»Das, meine Liebe, war Haunui. Sein Bruder Tupehu ist der Stammeshäuptling hier.«

»Ich hatte mich erschrocken. Ich wusste ja nicht, was er vorhatte.«

»Ja, er ist recht Furcht einflößend, nicht ? Aber er wollte nur helfen. Im Grunde ist er ein sehr freundlicher Bursche, obwohl er nicht so aussieht. Ganz anders als sein Bruder, möchte ich hinzufügen. Der nämlich kann streitsüchtig, überheblich und sehr unhöflich sein, und er betrachtet Reverend Williams als seinen Hausmissionar. Haben Sie noch ein anderes Kleid, das Sie anziehen können ?«

»Ja«, antwortete Kitty, die diese Frage verwunderlich fand.

Rebecca verdrehte die Augen. »Ich mal wieder ! Ich vergesse immer, dass Sie gewiss eine Menge reizende Kleider mitgebracht haben, stimmt's ?«

»Nun, nicht eine Menge, aber ich habe zwei oder drei recht hübsche. Doch zur Zeit bin ich in Trauer, wie Sie sehen.«

»Ja, Ihre Tante erwähnte es. Mein herzliches Beileid.«

»Danke«, sagte Kitty, räusperte sich rasch und verdrängte den Schmerz, der sich mit der Erinnerung an ihren geliebten Papa regte. »Ich habe aber noch ein schwarzes.« Sie hielt es für unnötig zu erwähnen, dass ihre Trauerkleider die einzigen waren, die nicht vom Altkleiderverkauf in Norwich stammten.

Ihr fiel die Liste ihrer Mutter ein, auf der alles stand, »was eine Dame brauchte, die nach Übersee reiste.« Kittys Mutter hatte sie von einer Frau bekommen, die ihren Ehemann für ein Jahr nach Indien begleitete, und diese empfahl, unter vielen anderen Dingen, vier Trauerkleider, acht Musselinkleider, vier Dinner-Kleider und drei Abendroben – zwei aus Seide und eines aus Satin ; nicht zu vergessen achtundvierzig Hemdchen, sechsunddreißig Nachtkleider, vierundzwanzig Paar Baumwollstrümpfe und vierzehn Paar aus Seide sowie mindestens vier Dutzend Paar Handschuhe. Es war das erste Mal seit dem schrecklichen Ereignis, dass Kitty und ihre Mutter gemeinsam gelacht hatten.

»Ich hatte einige hübsche Kleider, als wir herkamen«, fuhr Rebecca mit bedauerndem Blick auf ihre ausgebleichenen Röcke fort, »aber sie sind alle der salzigen Luft zum Opfer gefallen. Ich war so vorsichtig, wie ich konnte, habe sie immer wieder mit dem Schwamm abgerieben und darauf geachtet, sie nicht bei der Arbeit zu tragen, doch es nützte nichts. Ich rettete, was zu retten war, und machte Kleider für die Kinder daraus, bis auch die auseinanderfielen. Die ersten Jahre kam es mir vor, als liefen wir alle in Lumpen herum. Meine Schwester schickte von Zeit zu Zeit Kisten mit Kleidern, für die wir sehr dankbar waren. Die Kirchengesellschaft zu Hause und in Australien bestellt uns alles, von dem sie glauben, dass wir es hier brauchen. Nur hübsche Kleidung halten sie ganz offenbar nicht

für wichtig. Manchmal schicken sie uns Stoffballen, die jedoch meist eher praktisch und nicht modisch sind, wie Flanell, Drillich, Baumwolle und dergleichen. Nun, unserm Herrn dürfte es wohl gleich sein, was wir bei unserer Arbeit tragen, solange wir anständig bedeckt sind.« Sie seufzte wehmütig. »Trotzdem wäre ein bisschen Seide oder gar Chambray schön. Wie ich hörte, gibt es derzeit im Missionsladen ein paar hübsch gemusterte blaue Körperstoffe, die genau das richtige wären, um Arbeitskleidung und Kittel für die Mädchen zu nähen, aber dorthin ist es solch ein weiter Weg !«

»Ich sah einige von den Maoris europäische Kleidung tragen«, sagte Kitty. »Woher haben sie die ?«

»Wir nähen sie ihnen, damit sie keine Tauschgeschäfte mit den Händlern oder den Seeleuten machen.«

»Sie nähen für die Eingeborenen ?« Kitty war erstaunt.

»Ja, auch das gehört zu unseren Aufgaben. Sie legen großen Wert auf Kleidung, also ist es eine gute Belohnung. Wir bringen den Frauen und Mädchen auch das Nähen bei, was ihnen viel Freude bereitet.« Rebecca neigte sich näher zu Kitty, als könnte sie jemand belauschen. »Obwohl ich sagen muss, dass sie es *nicht* genießen, die Unterkleider zu tragen, die für zivilisierte Damen selbstverständlich sind, ganz besonders nicht Korsetts. Tja, ein Kleid ist immer noch besser als gar nichts, und das wiederum kommt dem ziemlich nahe, wie sie früher herumliefen – und manchmal leider heute noch tun.«

»Und die Kinder am Strand in ihren Kleidern und Hosen ?«

»Das sind Handarbeiten der Mädchen, die wir in unseren Häusern ausbilden. In der Missionsschule bekommen die Kinder Schuluniformen von uns, und wenn wir hören, dass eine Maori-Frau guter Hoffnung ist, stricken oder nähen wir ihr Babykleidung.«

»Das ist sehr großzügig von Ihnen.«

»Nun ja, eigentlich nicht ganz. Wir fingen vor Jahren damit an, weil sie so eher zu uns kamen, um ihre Säuglinge taufen zu lassen. Erklären sie sich dazu bereit, kriegen sie die Babykleidung. Und die gefällt ihnen sehr.«

»Aber sie kleiden sich auch nach ihren ursprünglichen Sitten, nicht ? Manche der Männer in den Kanus, die uns entgegenkamen, hatten sich so einen kleinen Rock umgebunden.«

»Das ist ein Piupiu«, erklärte Rebecca. »Im Grunde ziehen sie sich an, was immer ihnen zusagt. Mal alles übereinander, mal so gut wie nichts.« Sie zuckte mit den Schultern, als wäre die Situation zwar bedauerlich, jedoch nicht zu ändern.

Kitty seufzte. »Anscheinend muss ich noch sehr viel lernen.«

»Ja, müssen Sie, aber so erging es uns allen, als wir herkamen. Beim Abendessen erfahren Sie noch manches mehr. Wir essen übrigens um sechs Uhr. Reverend und Mrs Williams werden auch da sein, um Sie willkommen zu heißen, genauso wie die Taits, die andere Missionarsfamilie hier.«

Einen Moment überlegte Kitty. »Mrs Purcell ?«

»Bitte, nennen Sie mich Rebecca, meine Liebe. Wir geben hier wenig auf Förmlichkeiten, jedenfalls nicht unter uns Frauen. Allerdings sprechen wir Marianne Williams mit Mrs Williams an. Die Eingeborenen rufen sie Mata Wiremu, das ist Mutter Williams in ihrer Sprache.«

»Ich danke Ihnen. Darf ich Sie fragen, wie lange Sie schon hier sind, in Neuseeland ?«

Rebecca legte die Stirn in Falten. »Lassen Sie mich nachdenken. Meine Kinder sind alle hier geboren, und Albert ist zwölf – er ist mein Ältester –, also dreizehn Jahre, mehr oder weniger.«

Kittys Zuversicht schwand rapide. Dreizehn Jahre ! Sie hatte ganz sicher nicht die Absicht, auch nur annähernd dreizehn Jahre hier zu bleiben.

Rebecca bemerkte ihre entsetzte Miene. »Ach, Kitty, so schrecklich ist es nicht, glauben Sie mir. Wir sind glücklich hier und haben eine dankbare Aufgabe. Was hatten Sie denn erwartet, als Sie entschieden, hierher zu kommen ?«

»Ich habe nicht ...« Kitty verstummte abrupt. Ihre Tante und ihr Onkel hatten gewiss nicht erwähnt, weshalb Kitty sie begleiten musste. »Ich weiß nicht recht, was ich erwartet habe. Aber das werde ich herausfinden.«

»Ja, werden Sie, meine Liebe«, sagte Rebecca und tätschelte noch einmal Kittys Arm. Dann stand sie auf. »Na, wenn Sie mich dann entschuldigen wollen. Ich muss mich ums Abendessen kümmern. Eines der Hausmädchen soll ein Auge auf alles haben, doch, nun ja, ihre Gedanken schweifen manchmal ab.«

Kitty stand ebenfalls auf. »Nur eine Frage noch, Mrs ... Rebecca. Wer war der hellhaarige Gentleman am Strand ? Leider habe ich seinen Namen nicht verstanden.«

»Der Ire ? Das war Captain Farrell.«

»Captain ?«

»Ja, Rian Farrell ist ein Händler. Er besitzt einen ziemlich hübschen Schoner und segelt zwischen unserem Hafen und dem von Sydney hin und her. Auch zu einigen anderen Häfen in dieser Gegend, wenn es stimmt, was ich höre. Er ist jedoch wahrlich nicht die Art Gesellschaft, mit der Sie verkehren sollten, meine Liebe. Er ist, na ja, ein Seemann, und es kursieren ein paar Geschichten über ihn, die dagegen sprechen, dass eine junge Dame Umgang mit ihm pflegt. Oder irgendeine Dame. Wir jedenfalls haben wenig mit ihm zu tun, abgesehen von ein bisschen Handel und der üblichen Versorgung.«

»Aha«, sagte Kitty. »Ich fand es höchst ungehörig von ihm, so zu lachen.«

»Ja, wie ich hörte, ist er nicht immer ein Gentleman. Vielmehr sagt man, er befolge seine eigenen Regeln.«

Das Abendessen war ein gesellschaftlicher Anlass, bei dem neben den Purcells Reverend Williams und seine Frau, die Kellehers und Kitty sowie Frederick und Jannah Tait um den langen Esstisch im Hauptsalon versammelt saßen. Die Purcell-Kinder aßen draußen auf der Veranda – sogar das Baby, das mit seinen vierzehn Monaten anscheinend daran gewöhnt war, von seinen älteren Schwestern gefüttert zu werden, während die Mutter anderweitig beschäftigt war. Zum Glück waren die Williams- und Tait-Kinder zu Hause geblieben, sonst wären die hiesigen Räumlichkeiten aus allen Nähten geplatzt.

Das Mahl bestand aus einer Suppe, gebackenem Fisch mit Gemüse aus dem Missionsgarten und einem Fruchtekuchen mit Vanillesauce. Diejenigen unter ihnen, welche die letzten fünf Monate von Schiffskost gelebt hatten, wussten diese Köstlichkeiten überaus zu schätzen.

Zwischen dem Fisch und dem Kuchen tupfte George sich die Lippen mit seiner Serviette ab und schob seinen Stuhl nach hinten, was auf dem Holzboden sehr unerquicklich klang.

»Welch ergötzliche Speisung«, sagte er. »Der Herr ist fürwahr großzügig.«

Kitty, die im Begriff gewesen war, Rebecca Purcell für ihre Mühe zu danken, schwieg.

»Ist es für Sie die Regel, solch erlesene Mahlzeiten zu sich zu nehmen?«, fragte George Mr Tait, der zu seiner Rechten saß.

Frederick Tait, der Missionszimmerer, war ein kräftig gebauter Mann in den Mittdreißigern. Er überlegte einen Moment. »Ja, schon, wenn wir hier essen«, sagte er schließlich. »Mrs Purcell ist eine sehr begabte Köchin.« Er lächelte besagter Dame zu. »Natürlich kocht auch Mrs Tait wundervoll«, fügte er mit einem Blick zu seiner Frau, die ihm gegenüber am Tisch saß, hastig hinzu, »aber wir essen zu Hause eher einfacher.«

Jannah Tait bedachte ihren Gemahl mit einem strengen Blick. Sie war eine hagere Frau mit einer spitzen Nase und grauen Schatten unter den dunklen Augen, so dass sie Jahre älter wirkte als er.

»Man ist den ganzen Tag so sehr beschäftigt«, erklärte Mrs Tait, »dass man die Zeit nicht erübrigt, über die Mahlzeiten der Familie nachzudenken, schon gar nicht darüber, sie vorzubereiten.«

Kitty war ziemlich sicher, dass die vornehme Ausdrucksweise von Mrs Tait nicht die war, mit der sie geboren wurde und aufwuchs. Sie blickte sich nach links um und bemerkte, dass Rebecca konzentriert auf ihren Teller sah und ihre liebe Mühe hatte, ein Schmunzeln zu unterdrücken. Oder war das flackernde Licht der Öllampen schuld, dass Kitty sich diese leichte Biegung der Lippen einbildete ?

Gehörig zurechtgewiesen, verstummte Frederick. Die folgende, etwas unangenehme Gesprächspause wurde eiligst von Rebeccas Ehemann Win gefüllt, der ebenso rothaarig war wie seine Frau. Kitty hatte erwartet, dass auch alle Purcell-Kinder Rotschöpfe wären, doch das traf nur auf zwei von ihnen zu, wohingegen die übrigen zwischen sehr blond und braunhaarig rangierten.

»Es wird Sie freuen zu hören, Reverend«, sagte Win, der seinen Kopf zu George neigte, »dass ein Missionshaus verfügbar ist. Es ist recht neu und wurde erbaut für die Leute, die zu ersetzen Sie

herkamen.«

»Ah, ja !«, antwortete George. »Die Familie Chambers, richtig ? Eine tragische Verquickung von Umständen.«

»Die war es fürwahr«, bestätigte Reverend Williams in einem Tonfall, der etwas so gleichermaßen Tragisches wie Ungeeignetes für eine Abendunterhaltung implizierte.

»Wie dem auch sei«, fuhr Win fort, »Sie können einziehen, wann immer Sie wollen. Es ist ein schlichtes, aus Holz und Stein gemauertes Haus, und, wengleich bescheiden, sollte es hinreichend komfortabel sein. Es ist sogar teils möbliert, wie ich mich zu entsinnen glaube.«

Sarah lächelte zum ersten Mal überhaupt, und Kitty empfand Erleichterung ob der Neuigkeit. Ihre Tante war eine Frau, die Ordnung schätzte und mithin nicht viel vom Aufenthalt im überfüllten Heim der Purcells hielt.

»Das sind gute Neuigkeiten, nicht ?«, sagte Frederick zu George. »Ein eigenes Haus, und das, wo Sie gerade erst angekommen sind ! Wir haben über ein Jahr gewartet, ehe wir in unser eigenes Heim ziehen konnten.«

»Ja«, stimmte George ihm zu, »obwohl ein bescheidenes Leinenzelt ausgereicht hätte, zumindest über die Sommermonate.«

»Das denke ich nicht, Reverend«, mischte sich Marianne Williams mit einem belustigten Funkeln in ihren Augen ein. »Hier kann es selbst im Sommer sehr ausgiebig regnen. Und Sie und Mrs Kelleher werden Pflichten haben, die angemessener häuslicher Voraussetzungen bedürfen, welchen ein Zelt nie und nimmer genügen könnte.«

George sah für einen Moment Mrs Williams an, dann nickte er. »Vielleicht haben Sie recht.«

»Reverend Williams und ich leben seit fünfzehn Jahren hier, also, ja, ich glaube schon«, sagte Mrs Williams freundlich lächelnd.

Kitty betrachtete sie voller Bewunderung. Es gab wenige Menschen, die ihren Onkel so elegant und wirksam zum Schweigen brachten.

Diesmal sprang Frederick ein, um die Gesprächspause zu füllen. »Wissen Sie viel über die anderen Missionsstationen in der Gegend ?«, fragte er strahlend.

»Nein, wissen wir nicht«, antwortete Sarah, »aber ich würde gern mehr wissen.«

»Es gibt noch zwei andere«, erklärte Frederick, der offenbar sein Lieblingsthema gefunden hatte, »eine in Kerikeri, nordwestlich von hier, wo auch der Missionsladen ist, und noch eine in Waimate, westlich im Landesinneren. Die allererste war in Rangihoua, oberhalb der Oihi Bay, die rechts von dort liegt, wo Sie in den Hafen eingefahren sind. Aber sie wurde nach der Gründung von Kerikeri aufgegeben. Ist sie Ihnen bei Ihrer Ankunft heute Morgen zufällig aufgefallen ?«

George nickte. »Gehören sie alle zur Kirchlichen Missionsgesellschaft ?«

»Oh ja.«

»Wie steht es mit anderen Glaubensgemeinschaften ?«

Win stützte die Ellbogen auf den Tisch, bereit, sein Wissen beizusteuern. »Die Wesleyaner haben eine Missionsstation in Hokianga, wo auch die Katholiken unter Bischof Pompallier sind«, sagte er und runzelte die Stirn. »Der Bischof will bald noch eine Station in Kororareka einrichten, heißt es aus seiner Zentrale. Land hat er schon gekauft und einen saftigen Preis bezahlt, wie ich gehört habe.«

»Dann wünsche ich ihm viel Glück in dem gottverlassenen Höllenmoloch«, murmelte Frederick.

In dem Moment kamen Rebeccas Maori-Hausmädchen mit Tablett herein, auf denen die Nachspeise stand. Kichernd stellten sie alles auf den Tisch, und Rebecca verzog unglücklich das Gesicht, als sich eines der Mädchen den Finger ableckte, den sie versehentlich in die Vanillesaucen-Schale getunkt hatte.

»Danke, Mädchen. Fangt ihr dann bitte schon an, die Töpfe und Pfannen zu spülen ?«, bat sie. »Und könnt ihr vielleicht, wenn wir aufgegessen haben, den Tisch abräumen ?«

Die Mädchen kicherten noch mehr, verschwanden aber hinaus in die Küche.

Nach dem Abendessen verabschiedeten sich die Williams, weil der Reverend am nächsten Tag eine Reise antrat. Die übrigen Männer zogen sich zum Rauchen auf die Terrasse zurück, wo sie von Win Purcells recht gutem Portwein tranken, während sich die Damen drinnen hinsetzten, um ein wenig zu plaudern.

Sarah holte ihren Handarbeitskorb und entspannte sich endlich, sobald ihre Stricknadeln vor- und zurückhüpften. »Meinen Sie nicht, dass sie ein wenig keck sind, Mrs Purcell ?«, fragte sie und blinzelte ins Lampenlicht.

Ohne es explizit auszusprechen, hatte sie längst hinreichend klargemacht, dass sie keine der gewohnten gesellschaftlichen Sitten aufzugeben gedachte und folglich niemanden anders als mit dem korrekten Titel oder Familiennamen ansprechen würde. Kitty natürlich ausgenommen.

»Ich bitte um Verzeihung, Mrs Kelleher ?«, sagte Rebecca verwirrt.

»Ihre Hausangestellten. Ich sagte, sind sie nicht etwas zu keck ?«

Rebecca, die den Kopf über ihre Schiffchenarbeit gebeugt hatte, nickte. »Das sind sie, allerdings benehmen sie sich heute um einiges respektvoller als bei ihrer Ankunft.«

»Ich bezweifle ernsthaft, dass man mich überzeugen könnte, Diener mit solch einem Gebaren zu bezahlen«, sagte Sarah.

Rebecca blickte auf. »Oh nein, sie sind keine Diener ! Wir bezahlen ihnen nichts. Sie wohnen für

ungefähr ein Jahr bei uns, und für ihre Hilfe im Haus bekommen sie Unterkunft und Kleidung. Sie lernen bei uns, wie man einen Haushalt führt, und erhalten geistige Unterweisung, auch in ihrem Katechismus.«

Das hörte sich für Kitty wenig spaßig an. »Sind sie gern hier ?«, fragte sie.

»Ich glaube, ja, obwohl ich sagen muss, dass sie eine, nun ja, recht laxe Einstellung zur Arbeit und den häuslichen Pflichten haben. Eigentlich zu sehr vielem.« Rebecca strich den Spitzenkragen glatt, an dem sie arbeitete. »Ach, du meine Güte, ich fürchte, ich habe ein paar Stiche zu viel ... Als Reverend und Mrs Williams hier ankamen, waren die Maoris wohl äußerst ungezogen, wie sie erzählen. Sie fassten alles an, wanderten bei den Williams zu Hause ein und aus und stahlen einfach, was ihnen gefiel. Immerfort verschwanden sie zu Stammestreffen, trugen Fehden aus, und die Mädchen waren hoffnungslose Fälle.«

Jannah Tait, die mit beachtlichem Geschick an einem komplizierten Kissenbezug arbeitete, schnaubte undamenhaft. »Viel hat sich nicht gebessert.«

»Inwiefern hoffnungslos ?«, fragte Sarah.

»Nun, wie ich hörte, benutzten sie wohl Mrs Williams gute Tischwäsche, um den Boden zu wischen, filterten die Milch mit dem Staubtuch, rührten Kuchenteig mit den Fingern an und aßen die Hälfte davon ungebacken, und sie vergaßen, auf die Kinder zu achten.«

»Das würde Reverend Kelleher ganz gewiss nicht dulden«, sagte Sarah seufzend.

»Aber sie haben sich wirklich gebessert«, fügte Rebecca eilig hinzu, um nicht zu entmutigend zu klingen. »Und natürlich sprechen viele von ihnen recht passabel Englisch, dank der Missionschule. Nicht zu vergessen, dass sie ziemlich gut in ihrer eigenen Sprache lesen und schreiben können.«

»Hat jede Missionarsfamilie Hausmädchen ?«, fragte Kitty, die neugierig war, ob sie auch welche bekämen.

»Üblicherweise ja«, antwortete Jannah. »Ich habe momentan drei. Mrs Williams beherbergt manchmal bis zu sieben und acht gleichzeitig.«

Rebecca sagte : »Mrs Williams ist uns allen ein Vorbild, Mrs Kelleher, und ich bin sicher, dass Sie es genießen werden, mit ihr zu arbeiten. Sie ist nicht bloß eine geübte Köchin, Krankenschwester, Hebamme und Lehrerin, sondern leitet auch die Missionsstation, wenn Mr Williams nicht da ist, und das kommt häufig vor. Die Maoris achten sie, was selbstverständlich hilfreich ist.«

»Liegt es daran, dass sie so groß ist ?«, fragte Kitty. Ihr war nicht entgangen, dass Mrs Williams die anderen Damen um gute fünfzehn Zentimeter überragte, als sie vom Tisch aufstanden.

Rebecca überlegte. »Ich gestehe, dass ich noch nie darüber nachgedacht habe, aber es könnte gut einer der Gründe sein. Wie außergewöhnlich !«

»Sie klingt wie eine wahre Soldatin in Gottes Armee«, sagte Sarah.

Rebeccas Klöppelschiffchen wurde langsamer. »Die ist sie, und sie befürwortet unbedingt, dass wir die älteren Mädchen bei uns aufnehmen. Wir haben die Erfahrung gemacht, dass wir bei ihnen erfolgreicher sind, solange wir ein Auge auf sie haben. Auf die Weise schützen wir sie vor Schwierigkeiten.«

»Was für Schwierigkeiten ?«, fragte Sarah.

Rebecca legte ihre Schiffchenarbeit auf den Knien ab. »Haben Sie bei Ihrer Ankunft heute die Waka bemerkt, die an Ihnen vorbei nach draußen fuhren ? Die Kanus ?«

Sarah und Kitty nickten beide und unterbrachen ihre Handarbeit.

»Und sahen Sie auch die Mädchen in den Booten ?«

Noch mehr Kopfnicken. Kitty fühlte, wie sich die Härchen auf ihren Armen aufrichteten, war sie doch gewiss, gleich etwas äußerst Faszinierendes zu erfahren.

»Nun, leider waren sie auf dem Weg zu den Männern auf dem Schiff, das Sie herbrachte, um sie zu besuchen.«

Kitty verstand nicht, was genau Rebecca meinte, wohingegen ihrer Tante es zu wissen schien, denn sie kniff den Mund zusammen.

Kitty nicht. Bevor sie sich eines Besseren besann, platzte sie mit der Frage heraus : »Was für eine Art von Besuch ?«

Nach längerem Schweigen umfasste Sarah ihre Stricknadeln energischer und erklärte : »Es dauert mich, diese Worte laut auszusprechen, Kitty, aber ich vermute, dass die Mädchen persönliche Gefälligkeiten gegen billigen Tand oder Geld anbieten. Habe ich recht, Mrs Purcell ?«

Rebecca nickte. »Ich fürchte ja, Mrs Kelleher.«

»Oh.« Kitty blinzelte und spürte, wie sie vom Hals bis zu den Haarwurzeln errötete, während sich in ihrem Bauch ein seltsames Flattern regte. Unvorstellbar, dass jene Mädchen im Begriff waren, zu denselben Männer zu ... *gehen*, mit denen sie sich keine Stunde zuvor unterhalten hatte !

»Ich kann nur sagen, möge der Herr ihnen gnädig sein.« Sarah verdrehte die Augen gen Zimmerdecke.

»Anscheinend denken sie, er wäre es«, antwortete Rebecca. »Immerhin tun sie es immer wieder und sehen nichts Verwerfliches daran. Wir bemühen uns sehr, dem Treiben ein Ende zu setzen.«

»Tun sie das alle ?«, fragte Kitty gleichermaßen entsetzt wie fasziniert.

»Nein, nicht alle, dem Herrn sei Dank. Doch schon eine wäre zu viel.«

Jannah Tait, die solch ein Gespräch selbst unter Damen eindeutig ablehnte, wechselte das Thema.

»Sagen Sie, Kitty, was brachte Sie zu dem Entschluss, in die Mission zu gehen ?«



Sarah antwortete eilig : »Meine Nichte war stets ein sehr gläubiges Kind. Nachdem ihr Vater im letzten Jahr von uns ging, hatte sie das Gefühl, Gottes Werk zu fördern könnte ihr helfen, die Trauer zu verwinden.«

Kitty sah ihre Tante an.

Sarah indes mied es, zu ihr zu schauen, und lenkte die Unterhaltung in eine andere Richtung. »Beim Abendessen wurde die Familie Chambers erwähnt, Mrs Purcell. Darf ich fragen, warum sie nach England zurückkehrten ?«

»Hat Ihr Gemahl es Ihnen nicht erzählt ?«, fragte Rebecca erstaunt.

»Nein, hat er nicht.«

»Ah, nun, das war fürwahr eine Tragödie«, erzählte Rebecca. »Unverzeihlich, was Mr Chambers' Anteil daran betrifft, aber dennoch eine Tragödie. Mrs Chambers war nicht die Art Dame, deren Konstitution man als stark genug ...«

»Sie eignete sich ganz und gar nicht für das Leben einer Missionarsgattin«, unterbrach Jannah.

»Stimmt«, pflichtete Rebecca ihr bei, »obgleich sie von sehr angenehmem Wesen war. Doch sie war dem Leben hier in Neuseeland wahrlich nicht gewachsen, wie Jannah sagte, und leider versagten ihre Nerven. Sie wurde ernstlich krank, und am Ende konnte sie nicht einmal mehr den einfachsten Pflichten nachkommen. Sie verbrachte die meiste Zeit in ihrem Bett, sprach mit niemandem und weinte beinahe ununterbrochen. Man könnte sagen, sie entwickelte eine bedenkliche Manie, und letztlich konnten wir ihr nicht mehr helfen. Das war sehr traurig, für alle.«

»Ihr Ehemann sorgte für sein eigenes Wohl«, fuhr Jannah fort, »indem er sich mit mehreren Maori-Mädchen einließ. Dabei wurde er zusehends indiskreter, so dass wir gezwungen waren, die Missionsgesellschaft zu informieren. Man beorderte die Familie dann zurück nach England.«

Aus dem seltsam betroffenen Ausdruck, der sich über Sarahs Züge legte, schloss Kitty, dass ihre Tante wünschte, sie hätte nicht gefragt.